

Elisabeth Tova Bailey

Das  
Geräusch  
einer  
Schnecke  
beim  
Essen



NAGEL & KIMCHE

## 4. Der Waldboden

*Ich habe mir ein Ziel gesetzt, ein bestimmter Stein,  
aber es kann gut schon dämmern, bevor ich es  
dorthin schaffe. ...Falls ich wirklich den Stein erreiche,  
werde ich mich dort für die Nacht in einen  
bestimmten Spalt begeben.*

Elizabeth Bishop, *Riesenschnecke*, 1969

Ungeachtet ihrer geringen Größe war die Schnecke eine furchtlose, unermüdliche Entdeckerin. Vielleicht suchte sie ja einen Weg zurück in ihren Wald, oder sie hoffte, irgendwo bessere Kost zu finden. Sie wusste instinktiv, wo ihre Grenzen lagen – wie weit sie in einer Nacht kriechen konnte, um morgens wieder zu Hause zu sein. Auf der trockenen Oberfläche der Kiste war der Veilchentopf eine Oase, wo sie Wasser, Futter und Obdach fand.

Wenn sie loszog, die Fühler erwartungsvoll ausgestreckt, schien sie sich ihres Weges völlig sicher zu sein, als befände sich das, was sie suchte, nur fünf oder zehn Zentimeter weiter auf der Kiste. Sie dahingleiten zu sehen, war eine willkommene Ablenkung und zugleich eine Art Meditation; meine oft hektischen Gedanken beruhigten sich allmählich und passten sich dem ruhigen, sanften Rhythmus der Schnecke an. Mit ihrer geheimnisvollen, fließenden Bewegung war die Schnecke eine wahre Tai-Chi-Meisterin.

Ich begann mir Gedanken darüber zu machen, wie weit die Schnecke nachts wohl kriechen würde, welche Schwierigkeiten ihr begegnen könnten und was sie auf ihrer Suche nach Essbarem Riskantes kosten mochte. Tinte, Pastellfarbe und Etikettenkleber schienen mir keine gute Schneckennahrung. Dazu fiel mir das Gedicht *The Four Friends [Die vier Freunde]* von A. A. Milne ein, das von einem Elefanten, einem Löwen, einer Ziege und einer kleinen Schnecke namens James handelte. «James stieß das Tosen einer Schnecke in Gefahr aus / doch keiner hörte ihn.» Ich konnte mir nicht vorstellen, dass eine Schnecke

tosen konnte – aber ich wollte es auch gar nicht herausfinden.

Das Bed & Breakfast-Arrangement im Veilchentopf hatte eine Weile lang gut funktioniert, doch jetzt wollte ich, dass die Schnecke ein natürlicheres und sichereres Zuhause erhielt. Zu dem Studio, in dem ich untergebracht war, gehörte eine Scheune, und dort fand meine Pflegerin in einer dunklen Ecke ein leeres, rechteckiges Glasaquarium. Bald war es zu einem geräumigen Terrarium mit lebenden Pflanzen und anderem Material aus dem heimischen Wald der Schnecke geworden: Goldfaden – passend benannt nach seinen farbigen Wurzeln – mit den drei zarten pfotenförmigen Blättern hoch oben auf einem dünnen Stengel, Rebhuhnbeere mit ihren runden, dunkelgrünen Blättern und ihren monatelang haltenden kleinen roten Beeren, größere, wächserne Blätter vom Wintergrünstrauch, viele Sorten Moos, Tüpfelfarn, eine winzige Fichte, ein modernder Birkenast sowie ein Stück alte Baumrinde, das von vielfarbigen Flechten überzogen war.

Möwen, die ins Landesinnere fliegen, lassen manchmal Muscheln fallen, und im Wald findet man gelegentlich die leeren blauen Schalen im Moos. Solch eine Muschel mit ihrem silbrigen Innern diente jetzt als natürliches Becken für frisches Trinkwasser. Mit einem alten Blatt hier und ein paar Fichtennadeln dort sah das Terrarium aus, als hätte man ein Stück Waldboden mitsamt dem ganzen natürlichen Durcheinander einfach aufgehoben und ins Terrarium versetzt. Die üppig-feuchte Lebendigkeit der Pflanzen erinnerte mich an den Wald nach einem starken Regen. Es war die richtige Welt für eine Schnecke und für mich eine Augenweide.

Kaum befand sich die Schnecke in diesem vielfältigen neuen Reich, kam sie aus ihrem Gehäuse hervor. Die Fühler in leichter Bewegung, zog sie neugierig los, um das neue Terrain zu erkunden. Sie kroch den toten Ast entlang, trank Wasser aus der Muschel, inspizierte die diversen Moose, kroch die Glaswand des Terrariums hinauf, und dann suchte sie sich ein dunkles, verstecktes Schlafplätzchen im Moos.

Während die Schnecke schlief, erkundete ich meinerseits vom Bett aus das Terrarium, ließ den Blick über die kleinen Hügel und Täler dieser frischen grünen Landschaft schweifen. Die Verschiedenheit der

Moose hatte etwas Befriedigendes, von tiefer, fedriger Weichheit bis hin zu festen Hügeln mit pelzig-samtiger Oberfläche. Farblich reichten sie von leuchtendem Grasgrün bis hin zu einem tiefen Dunkelgrün, von grellem Zitronengrün bis zu einem hellen Blaugrün. Tüpfelfarne neigten sanft ihre schönen, bis zu zehn Zentimeter langen Wedel, die ganz jungen Wedel noch fest eingerollt. Im Wald bei mir zu Hause wachsen diese Farne entlang des Baches auf den steil abfallenden Seiten von Granitblöcken. Sie überleben auf schmalen Felsstreifen, wo die Luft feucht und von der Energie des Baches erfüllt ist, ihre Rhizome finden Nahrung in den Spalten und Rissen im Fels. Im Winter unter Schnee und Eis begraben, senden sie im Frühling jedes Jahr wie durch ein Wunder neue Sprosse empor – mit urzeitlicher Beharrlichkeit.

Das neue Terrarium neben meinem Bett war schon für sich allein schön, ein grünes, wachsendes Ökosystem; dass es außerdem eine großartige Kulisse für die bescheidene braune Schnecke abgab, war umso besser. Zwar vermisste die Schnecke bestimmt weiterhin ihren vertrauten Wald, doch war das Terrarium zumindest ein komfortablerer und natürlicherer Lebensraum als der Blumentopf. Im Terrarium würde die Schnecke sicher sein, sicherer als in der freien Natur, denn hier gab es keine vom Himmel herabstoßenden oder hinter einem Blatt lauenden Räuber.

Ich setzte meine Schneckenbeobachtungen fort, und jetzt wollte ich mehr darüber erfahren, wie ich gut für meine kleine Gefährtin sorgen konnte. Meine Pflegerin trieb ein jahrzehntealtes Taschenbuch namens *Odd Pets [Seltsame Haustiere]* von Dorothy Hogner auf. Neben grundlegenden Informationen über Schnecken fand sich darin auch der Rat, sie mit Pilzen zu füttern.

Im Kühlschrank in der Küche lagen frische Zuchtchampignons. Ein einzelner Champignon war ungefähr fünfzigmal so groß wie meine Schnecke, also schnitt meine Pflegerin eine großzügige Scheibe von einem der Pilze ab und legte sie ins Terrarium. Die Schnecke war begeistert. Nach Wochen mit nichts als welken Blüten war sie so froh über diese vertraute Nahrung, dass sie mehrere Tage lang direkt neben der riesigen Champignonscheibe schlief, wobei sie immer mal wieder

kurz erwachte, ein wenig am Pilz knabberte und wieder in wohlgenährten Schlaf sank. Über Nacht verschwand dann jedes Mal eine erstaunlich große Portion Champignon, bis nach einer Woche schließlich nichts mehr davon übrig war.

## 5. Leben in einem Mikrokosmos

*...noch ist unter den Dingen  
und bei den Tieren alles voll Geschehen,  
daran Sie teilnehmen dürfen.*

Rainer Maria Rilke, *Briefe an einen jungen Dichter*, 1903

Die Schnecke verzehrte jede Woche eine ganze Scheibe Champignon. Mir fiel auf, dass sie beim Fressen sanft mit dem Kopf nickte. Ob das bedeutete, dass sie mit ihrer Mahlzeit zufrieden war? Als ich den Rest des Champignons inspizierte, entdeckte ich Bissspuren – ganz feine vertikale Furchen, wie von einem winzigen Kamm.

Was die Gesellschaft der Schnecke so unterhaltsam machte, war nicht zuletzt die Tatsache, dass sie sich immer wieder neue Schlafplätze suchte. Im Terrarium war ein ständiges Versteckspiel im Gange. Die Schnecke verschmolz regelrecht mit der Vegetation, so dass ich sie in ihrem neusten Versteck jedes Mal erst aufspüren musste. An bedeckten oder regnerischen Tagen war sie wach und aktiv, und ich staunte, wie schnell sie sich fortbewegte. Gerade hatte ich sie noch irgendwo gesehen, dann schweiften meine Gedanken ab, und schon musste ich wieder das ganze Terrarium nach ihr absuchen.

Die Schnecke schien sich über alle Regeln der Physik hinwegzusetzen. Sie kroch über die Spitzen des Mooses, ohne dass sie sich bogen, und konnte einen Farnstengel senkrecht hinauf- und dann an der Unterseite des Wedels kopfüber weiterkriechen. Ihr geringes Gewicht zog den Farn bogenförmig nach unten, doch das beeindruckte die Schnecke überhaupt nicht, sie fühlte sich in jeglicher Position, in jeder Höhe und jedem Neigungswinkel wohl. Auch ihre Balance war perfekt. Sie konnte auf dem Rand der Muschel sitzen und sich aus dieser wackeligen Position ganz entspannt ins Leere vorstrecken und vom Pilz fressen, ohne herunterzufallen oder Wasser aus der Muschel zu verspritzen. Keine Herausforderung war ihr zu groß: Wenn die Schnecke auf ein Hindernis stieß, einen Ast zum Beispiel, untersuchte